



ELISABETH FLORIN

COMMISSARIO PAVAROTTI KAM NIE NACH ROM

Kriminalroman



emons:

»Wo denkst du hin? Ich glaube bloß, dass es gut in unser Programm passt. Ein Truman Capote wird zwar nicht aus dir, aber den braucht heute auch keiner mehr. Die ersten fünfzig Seiten, die du uns geschickt hast, sind ganz hübsch. Verschwundene Leute verkaufen sich immer.«

Lissie war perplex. »Du liest Manuskripte deiner Autoren?«

Sie hörte Walters Kichern. »Nur ausgewählte. Warum sollte ich meine Zeit mit Fast-Food-Literatur verschwenden?«

»Herzlichen Dank, dass du bei mir eine Ausnahme gemacht hast«, sagte Lissie, aber die Ironie war an Walter verschwendet.

»Also, was ist jetzt? Ich muss heute noch ein paar Bücher verlegen.«

»Ich will ein Werbebudget von hunderttausend Euro für mein neues Buch«, sagte Lissie. »Und du gibst den Buchhändlern sechzig Prozent Rabatt auf jedes Exemplar, wenn sie meinen Roman auf ihrem besten Büchertisch präsentieren.«

»Du bist ja wahnsinnig«, schrie Walter. »Willst du, dass ich Geld verbrenne? Denn dass das klar ist: Dein Buch wird nie und nimmer ein Bestseller. Muss ich es –«

»Walter. Stopp.«

»... dir buchstabieren? Ich streite nicht ab, dass du erzählen kannst, aber du schreibst viel zu kompliziert. Die Leute lesen heute Bücher eine Viertelstunde vor dem Einschlafen, falls sie nicht gerade twittern oder ihr Profilbild bei Facebook ändern. Die haben weder Zeit noch Geduld für deine Hakenschläge und endlosen Rückblenden. Schreib endlich geradeaus, nach vorn, und hör auf mit dem literarischen Brimborium. Vielleicht lasse ich mich dann dazu hinreißen, mehr Geld in die Hand zu nehmen.«

»Walter, du bist genauso phantasielos wie ein Buchhändler«, sagte Lissie. »Du siehst nicht weiter als bis zu deiner Nasenspitze. Es gibt nichts, was die Leute mehr schaudern lässt als wahre Verbrechen direkt vor ihrer Haustür, die nie geklärt wurden.« Sie unterbrach sich. »Ich habe jetzt keine Lust, dich zu bekehren. Entweder wir sind uns einig, oder du kannst Annas Buch selber schreiben.«

Walter Timm stöhnte. »Und ich dachte, mein alter Hund wäre dickköpfig und stur. Also gut. Ich erkundige mich bei der Polizei. Wenn sich das Manuskript nicht einfindet, sind wir im Geschäft.«

»Nicht ohne einen schriftlichen Vertrag über das Finanzielle«, sagte Lissie, aber Walter hatte bereits aufgelegt.

Lissie blieb einen Moment lang regungslos in der Diele stehen. Dann schob sie den Schlüssel mit dem Anhänger aus Rothenleder zurück in ihre Tasche und rannte zu ihrem Wagen. Mit einem Knall fiel die Tür hinter ihr zu.

Der Leihwagen war von der Hertz-Zentrale am Frankfurter Flughafen geliefert worden, auf

die Minute pünktlich, in diese Einöde, an einem Sonntag. Nur die Deutschen brachten so etwas fertig.

Felder, auf denen der Weizen hoch stand, zogen an Pavarotti vorbei, abgelöst durch dichten Hochwald, durch den sich die kurvige Straße schlängelte.

Sein Navigationssystem zeigte ihm an, dass er sein Ziel in wenigen Minuten erreichen würde. Er passierte ein Ortsschild, auf dem stand: »Glashütten, fünf Kilometer«.

Das Gespräch mit Lissie war besser gelaufen als erwartet. Sie hatten sich wie zivilisierte Menschen unterhalten, keiner von ihnen war aus der Rolle gefallen. Sie hatte es vermieden, ihn mit Fragen über die Szene am Bahnhof zu löchern. Und er hatte seinen Zorn bezähmt.

Der glomm immer noch in ihm, auch nach Monaten, und er wusste nicht, was ihn mehr schmerzte: dass Lissie ihn niemals lieben würde oder die Erkenntnis, dass sie ihm die ganze Zeit etwas vorgemacht hatte.

Zum wiederholten Mal an diesem Tag nahm er sich vor, die Ermittlungen in Deutschland zügig abzuschließen. Die Unnachgiebigkeit, mit der er seine Müdigkeit ignorierte, hatte sich ausgezahlt. Die dringendsten Punkte waren bereits abgehakt, auch dank der deutschen Kriminalpolizei. Bald konnte er von hier verschwinden und diese Gegend, die ihm so zuwider war, hinter sich lassen.

Die Deutschen hatten nicht lange gefackelt. Das Anwesen der Santer in Glashütten war polizeilich abgesperrt. Emmenegger hatte den Leiter der zuständigen Mordkommission angerufen, während Pavarotti im Zug saß, und so erwartete ihn im Kommissariat von Bad Homburg, der nächsten größeren Ortschaft, bereits die Zustimmung der deutschen Polizei, dass er als Italiener auf deutschem Boden ermitteln durfte, natürlich unter der Bedingung, dass er die deutschen Kollegen auf dem Laufenden hielt.

Der deutsche Hauptkommissar, ein Mann namens Klaus Foliari, der einen italienischen Namen und deutsche Gründlichkeit besaß (die Großeltern waren in den fünfziger Jahren nach Deutschland ausgewandert), händigte ihm ein Dossier mit dem Hintergrund der beiden Toten aus.

Beide Toten hatten einen Studienabschluss in Mathematik gehabt. Lex Santer's Mutter war zweimal verheiratet gewesen und wohnte heute allein in der Nähe von München. Sie war von den bayerischen Kollegen benachrichtigt worden.

Anna Santer, geborene Winterling, stammte aus Wien; von ihrer Familie lebte niemand mehr.

Das Dossier enthielt keine Anhaltspunkte für die Tat, ein Umstand, für den sich Foliari wortreich entschuldigte.

Von Bad Homburg aus war Pavarotti nach Ruppertshain gefahren, ein Dorf unweit von Königstein.

Julius Schaller bewohnte den gesamten obersten Stock in einem Flügel des sogenannten

Zauberbergs in Ruppertshain, einer früheren, mittlerweile luxussanierten Lungenheilanstalt. Neben vermögenden Yuppies residierten dort inzwischen Rechtsanwaltskanzleien, Psychotherapiepraxen für gestresste Banker und Steuerberatungsfirmen.

Die Wohnung (umlaufende Terrasse und eigener Rooftop-Pool) war in Porzellantönen eingerichtet, viel Weiß und Creme, mit einer Spur Rosa und einem ganz hellen Türkis, einer Menge Sofas und Kissen und surrealistischen Bildern in Aluminiumrahmen. Pavarotti fand, dass es sich eher um die Wohnung einer Frau als die eines Mannes handelte, und er fragte sich, wer die Einrichtung ausgesucht hatte. Schaller war nicht verheiratet.

Der Mann begrüßte Pavarotti mit einem Händedruck, der eine Spur zu fest war. Es war ein Händedruck, der Bedeutsamkeit und das Wissen um den Ernst der Situation ausdrücken sollte.

Schaller war ein vierschrötiger Mann, dessen Beine im Vergleich zu seinem Körper zu kurz geraten waren. Wenn er sich setzte, entstand der Eindruck eines hochgewachsenen Menschen, wenn er aufstand, verwandelte er sich in einen gedrungenen Mann, eine Wirkung, die so verblüffend wie komisch war.

Allerdings sah Schaller nicht aus, als wäre mit ihm zu spaßen. Unter seinem Designer-Shirt zeichneten sich dicke Muskelstränge ab. Sein breiter Oberkörper verschlankte sich zur Taille hin, die so schmal war wie die einer Frau. Pavarotti fragte sich, welchen Leistungssport der Mann wohl in seiner Freizeit ausübte. Vielleicht boxte er. Wenn ja, dann war es bestimmt Kickboxen, ein Sport, in dem fast alles erlaubt war.

Julius Schaller war für den Verkauf von Lex SanTERS Fondsanalysen verantwortlich, was so viel hieß wie eine raffinierte Form der Erpressung.

Schaller versuchte erst gar nicht, das Geschäftsmodell von FONDSpot zu bemänteln. Seine Erklärungen klangen kalt und nüchtern, ungefähr so wie die Stimme der Meraner Gerichtsmedizinerin Sara Landers, wenn sie die Ergebnisse ihrer Sektion auf Tonband diktierte. Hin und wieder glaubte Pavarotti einen verächtlichen Ton herauszuhören.

Die Firma analysierte neben den eigentlichen Fonds auch die fachliche Kompetenz der Anbieter, und dieses Urteil über die Eignung, Finanzprodukte für Privatkunden anzubieten, floss in SanTERS Beurteilung der Produkte mit ein. Daran fand Pavarotti im Grunde nichts auszusetzen. Allerdings konnten diese Kompetenzurteile, anders als die Bewertungen der Produkte, nur unter Mithilfe der Analyse Kandidaten erstellt werden, und wer sich dagegen wehrte und nicht dafür bezahlen wollte, wurde mit einer niedrigen Punktzahl für fachliche Kompetenz bestraft.

»Lex hat immer gesagt, das lässt sich nicht anders machen. Ohne die erforderlichen Informationen sei er außerstande, gute Noten zu vergeben.«

»Die Fonds der Verweigerer erhalten ganz automatisch eine viel schlechtere Note als die anderen, die mitmachen und zahlen?«

»So ist es.«

Pavarotti hatte nicht geglaubt, dass sich seine Verachtung für die Methoden der Finanzindustrie noch steigern ließe.

Julius Schaller besaß ein Alibi für die Mordnacht. Er hatte an einer Veranstaltung der Fondsbranche in Mannheim teilgenommen. Pavarotti würde es natürlich überprüfen, hatte aber keinen Zweifel, dass sich das Alibi als hieb- und stichfest erweisen würde. Der Mann hatte kein Motiv für die Tat. Sein Partner, der Analyst, war das Herz der Firma gewesen, und ohne seine Arbeit und seinen Ruf gab es nichts mehr, was Schaller verkaufen konnte.

»Sobald alle wissen, dass Lex tot ist, verliert die Firma rapide an Wert«, sagte Schaller. »Ohne seinen Biss sind wir für die Haie da draußen kein ernst zu nehmender Gegner.«

Feinde? Nun, die hatte Lex Santer zweifellos reichlich gehabt. Dass Fondsgesellschaften nicht erfreut waren, wenn sich ihre Produkte aufgrund Santers Beurteilung schlecht verkauften, konnte sich Pavarotti lebhaft vorstellen. Eine Investmentgesellschaft hatte vor Kurzem eine Unterlassungsklage eingereicht, aber das schien Schaller nicht zu berühren.

»Die werden vor Gericht den Kürzeren ziehen, wie alle anderen auch.«

FONDSpot hatte im Laufe des fünfjährigen Bestehens der Firma Hunderte schlechter Beurteilungen veröffentlicht. Das bedeutete eine Menge Mordmotive, und Pavarotti bat Schaller um eine Liste aller bewerteten Fonds und ihrer Anbieter.

»Na, da haben Sie sich ja einiges vorgenommen«, sagte Schaller. »Kommen Sie morgen Mittag in die Firma, gegen ein Uhr. Dann habe ich die komplette Übersicht auf dem Tisch. Aber wenn Sie mich fragen, ist das vergebene Liebesmüh. Ich kann nicht glauben, dass irgendein Trottel Lex bloß wegen einer schlechten Beurteilung umgebracht hat.«

Pavarotti hatte ebenfalls Zweifel, aber es war dennoch unumgänglich, die Unternehmen zu durchleuchten. Gottlob war seine Anwesenheit in Deutschland dazu nicht notwendig. Klaus Foliari und sein Team würden die Herkulesarbeit übernehmen.

Er bog nach rechts ab und passierte das Ortsschild von Glashütten.

Das Anwesen der Santers befand sich am Ortsrand von Glashütten, am Ende einer Sackgasse. Es lag auf einer kleinen Anhöhe unmittelbar am Waldrand.

Im Schutz eines dicken Baumstamms beobachtete Lissie das Haus. Es war totenstill. In den riesigen Fensterscheiben spiegelten sich die schwarzen Silhouetten der Fichten, und es wirkte so, als habe die Dunkelheit von dem Anwesen Besitz genommen.

Das Haus bestand praktisch nur aus Glasflächen, die mit schwarzen Holzbohlen und weißem Verputz zusammengehalten wurden. »Ich lebe in der Perversion eines Fachwerkhauses«, hatte Anna einmal gesagt. Sie sprach immer öfter von ihren Träumen, in denen sie in einem richtigen Fachwerkhaus wohnte, mit schiefen Wänden und einem krummen Giebel und ohne ihren Mann, der mit einer Welt außerhalb des Neunzig-Grad-

Winkels nicht zurecht kommen würde.

Jetzt würde Annas Traum niemals wahr werden.

Das Auto von Annas Nachbarn stand unter einem Carport, ansonsten war die Straße leer.

Lissie hatte ihren Wagen wie immer auf einem Wanderparkplatz abgestellt. Sie hob den Feldstecher an die Augen. Nichts regte sich hinter den zugezogenen Vorhängen des Nachbarhauses auf der anderen Straßenseite, zu dem der Carport gehörte. Der Herr Professor, über den sich Anna mit Genuss lustig gemacht hatte, befand sich mit seiner jungen Frau auf einer Kreuzfahrt in die Südsee, die er sich nicht leisten konnte.

Lissie zog die Baseballkappe tief ins Gesicht und überquerte die wenigen Meter bis zur Grundstücksgrenze. Sie schritt zügig aus, aber nicht zu schnell. In dieser Gegend rannte außer Einbrechern niemand.

Sie öffnete die Gartentür auf der Rückseite des Grundstücks und stieg über das rot-weiße Absperrband, das akkurat um das gesamte Anwesen gespannt war. Den Schlüssel an der Schlaufe aus Rochenleder hatte sie bereits in der Hand, und das Schloss der kleinen Kellertür ließ sich geräuschlos öffnen. Anna hatte es eigenhändig geölt. Es war das einzige im Haus, das sich mit einem herkömmlichen Schlüssel öffnen ließ. Anna hatte darauf bestanden, weil sie dem ganzen elektronischen Klimbim nicht traute.

Lissie schlüpfte ins Haus.

Alles befand sich an seinem Platz, die Winterstiefel aufgereiht in einem Wandregal, die Türen der Waschmaschine und des Trockners halb geöffnet, wie es sich gehörte. Die Packungen und Flaschen mit Waschmitteln waren blitzsauber, ein Zustand, der üblicherweise nach der ersten Benutzung durch normale Sterbliche verschwindet. Hier jedoch waren die Flaschen sorgfältig abgewischt und auf Hochglanz poliert.

Der Deckel des Waschpulverkartons war exakt abgetrennt, die Kanten so messerscharf, dass man sich daran schneiden konnte. Kein Pulverkorn hatte sich auf die Ablagefläche verirrt, oder, Gott bewahre, auf den grauen, glänzenden Fliesenboden.

Die Putzfrau der Santers, die früher als Aufseherin im Frankfurter Gefängnis Klapperfeld gearbeitet hatte, bekam genaue Anweisungen von Lex Santer und hielt sich buchstabengetreu daran. Die Schirinka ließ sich nur mit dem Nachnamen anreden, ohne Frau, und sprach gerne von »säubern« statt von »putzen« und »sauber machen«.

Genauso wie Lex Santer konnte es ihr nie blank genug sein, und Anna hatte vermutet, dass sie den Stock oder Schlimmeres benutzt hatte, um die Ordnung im Gefängnis wiederherzustellen, falls es einer wagte, aus der Reihe zu tanzen.

Mehrfach hatte Anna versucht, die Frau loszuwerden, aber sie erreichte nur, dass die Schirinka sie noch mehr hasste.

Die Alte und Lex waren aneinandergelockt gewesen, als wären sie Mutter und Sohn.

Das Erdgeschoss besaß nicht ganz dieselbe Perfektion wie der Keller. Anna hatte sich einen